[Interview: Edda Bauer | Fotos: Egbert Krupp]

Mario Adorf
„Man kann nicht seine Wurzeln aufgeben und einfach nur Europäer sein.“

03.11.2005, München, Hotel Bayerischer Hof. Lässig lehnt Mario Adorf am Geländer der Dachterrasse und summt von oben auf München hinunter ein Lied von Bert Brecht. „Das war auch so eine unstete Seele“, brummelt er in seinen feingestutzten, grauen Bart und zwinkert dabei das einzige weiße Wölkchen am Himmel an.

Herr Adorf, der letzte Satz der Kurzbiografie auf Ihrer Homepage lautet: „Es ist das von Veränderung, vom Wechsel von Personen und Schauplätzen geprägte Leben, das ihn jung hält.“ Ist das tatsächlich so?
Mario Adorf: Na ja, das ist ja zunächst einmal eine bloße Behauptung. Ich weiß gar nicht, ob und wie ich die nun beweisen kann. (sinniert kurz) Es stimmt natürlich, dass ich beileibe kein sesshafter Mensch bin. Ich bin sehr viel herumgereist, und hoffe seit einiger Zeit auch schon mal, es würde eines Tages weniger. Anderseits habe ich auch mit Sorge daran gedacht, was ich wohl machen könnte, wenn es wirklich weniger würde. Aber der Fall ist ja noch nicht eingetroffen. Im Gegenteil, ich bewege mich im Augenblick mehr als in den letzten zehn Jahren.

Sie haben auch wieder einen Fixpunkt in Deutschland: München. Ist es eine Rückkehr in die Heimat nach 40 Jahren?
Eigentlich bin ich ja immer noch überall unterwegs. Aber ich mag München. In jungen Jahren habe ich hier gelebt, bin zur Schauspielschule gegangen und meine Mutter hat lange Zeit in München gelebt, bevor sie 1998 starb. Ich habe Wohnungen in Rom und Südfrankreich, wobei ich die Wohnung in Rom wohl bald aufgeben werde. Man kann nicht alles haben, und Rom ist nach 40 Jahren bei mir etwas ins Hintertreffen geraten. Nun habe ich eben wieder eine Wohnung in Schwabing und fühle mich wohl.

Wo, glauben sie, liegen denn Ihre Wurzeln?
Im Laufe der Zeit habe ich immer mehr gespürt, dass es tatsächlich das Rheinland ist, die Eifel. Es sind diese Landschaft, diese Erde, diese Steine, wo ich merke: Da komme ich her. Mit 20, 30 war mir das noch unwichtig. Da wollte ich nur weg, in die große Welt. Aber mit dem Alter bekommt man wieder eine Verbindung zum Ursprung. So sehr ich Italien auch liebe: Dieses Gefühl der Verwurzelung habe ich dort nicht. Es fehlt die Erfahrung von Kindheit und Jugend, das, was einen mit der Heimat verbindet.

Demnach ist das Rheinische Ihre ureigene Sprache?
Ja, das ist meine ganz eigene Mentalität. In meinem allerersten Film habe ich das schon benutzt. Das war „08/15“: Ich hatte die Idee, dass der Landser, den ich zu spielen hatte, nicht hochdeutsch sprechen darf, weil er einfach ein rheinisches Schlitzohr ist. Ich habe in „Kir Royal“ und auch in der „Blechtrommel“ bewiesen, dass eine Figur mit meinem rheinischen Dialekt lebendiger wirkt. Wenn ich auf hochdeutsch sage: „Ich will endlich einmal die Sau rauslassen“, dann klingt das nur wie ein ziemlich vulgärer Wunsch. Da lacht man nicht. Wenn dieser Haffenloher in „Kir Royal“ aber sagt (lässt seine Stimme drei Oktaven tiefer fallen): „Isch will endlisch mal de Sauuu rauslassen!“, dann weiß man, was der meint. Dann will der endlich einmal Spaß haben… eben de Sau rauslassen.

Gibt es Städte und Länder, die sich nur zu bestimmten Zeiten im Leben richtig anfühlen?
Mit Sicherheit. Es war für mich spannend, das Ende der 50er und den Anfang der 60er Jahre in Berlin zu verbringen. Heute bin ich eindeutig zu alt für Berlin, ich fühle mich dort verloren. Es ist eine andere Stadt als die, die ich kannte. In München fühle ich mich dann doch besser aufgehoben. Und trotzdem wird es vielleicht nicht meine Endstation werden. Dafür habe ich viel zu lange im Süden Europas gelebt. (stutzt) Ob Südfrankreich oder doch wieder Rom, weiß ich nicht. Ich bin nicht der Papst, der weiß, dass es Rom sein wird. Als Ratzinger kannte ich ihn übrigens persönlich, als Papst weiß ich nicht, ob er mich noch kennen würde.

Woher kannten Sie Kardinal Ratzinger?

Zur Person
Obwohl am 08.09.1930 in Zürich geboren, fühlt sich Mario Adorf wie ein waschechter Rheinländer. Dort, in Mayen in der Eifel, wuchs er auf, bevor es ihn mit knapp 20 in die Welt hinaus zog. Zunächst nach Mainz, wo er Germanistik und Philosophie studierte, später nach München, die Stadt, in der seine Schauspielkarriere eher zufällig ihren Anfang nahm. Seit 50 Jahren steht Adorf auf der Bühne, ein Jahr länger noch vor der Filmkamera. Adorf ist aus seiner ersten Ehe mit der Regisseurin Liz Verhoeven Vater einer Tochter und lebt mit seiner zweiten Frau Monique abwechselnd in Rom, St. Tropez und München.

„Ich bin kein unbedingter Traditionalist, aber ein gewisses Fundament braucht alles, zu jeder Zeit. Man kann nicht so tun, als ob man etwas ganz neu erfindet.“

Ich habe mal ein Interview mit ihm gemacht, das sogar auf Film gebannt wurde. Es ist ungefähr 15 Jahre her, da habe ich einen Film über Galileo Galilei gemacht, in dem ich die Hauptrolle spielte. Ich war im Vatikan und sah mir dort die echten Prozessakten an, die erst seit ein paar Jahren überhaupt für die Öffentlichkeit zugänglich waren. Im Zuge dessen sind das Filmteam und ich zu Kardinal Ratzinger gegangen, um herauszufinden, warum Galilei bis dahin, wie von Papst Johannes Paul versprochen, von der Kirche noch nicht rehabilitiert wurde. Er hat sich sehr klug und zurückhaltend geäußert, aber zwei Jahre später, glaube ich, hat die Kirche ihren Irrtum bezüglich Galilei zugegeben und ihn öffentlich rehabilitiert..

Wie halten Sie es grundsätzlich mit der Religion?

Ich bin kein praktizierender Katholik, obwohl ich immer noch der katholischen Kirche angehöre. Zu einer so entschiedenen Geste wie dem Austritt hat es nie gereicht. Dennoch gibt es einzelne Begebenheiten in der Vergangenheit der christlichen Geschichte, die ich kritisch sehe, beispielsweise die Kreuzzüge oder den Teil der missionarischen Idee, fremden Völkern gewaltsam ihre ureigene Religion wegzunehmen. Ähnlich halte ich es auch mit der Politik, an der mich weltweit das Machtgehabe stört. Deswegen würde ich mich auch nie parteipolitisch einspannen lassen. Ich habe übrigens auch schon sehr früh in meiner Theaterlaufbahn erkennen müssen, was für einen großen, zerstörerischen Einfluss die Politik auf das Leben eines Schauspielers haben kann.

Inwiefern?

Anfang der Fünfziger Jahre, in meiner Anfängerzeit, arbeitete ich viel mit Schauspielern und Regisseuren zusammen, die vor Hitler ins Ausland flüchten mussten – zumeist, weil sie Juden waren. Nach dem Krieg kamen einige von ihnen, verletzt und gezeichnet, nach Deutschland zurück. Ihre Berichte von der Emigration haben mich sehr beeindruckt.

Dennoch haben auch Sie den Sprung nach Hollywood gewagt, einige Zeit nach dem Krieg…

… und ich habe die kritische Haltung den Deutschen gegenüber zu spüren bekommen – gerade in der Filmindustrie! 1964, also 19 Jahre nach dem Krieg, wurde ich anfangs noch als Nazi verdächtigt.

Obwohl Sie nie blond und blauäugig waren und von Regisseur Sam Peckinpah eine Rolle als Mexikaner für den Film „Sierra Charriba“ bekamen?

Schon am ersten Tag nach meiner Ankunft regte sich Nick Adams, damals Präsident der Screen Actors' Guild, öffentlich darüber auf, dass ein ‚blonder Hunne' für die Rolle eines Mexikaners engagiert wurde, wo es doch so viele arbeitslose mexikanische Schauspieler gäbe.

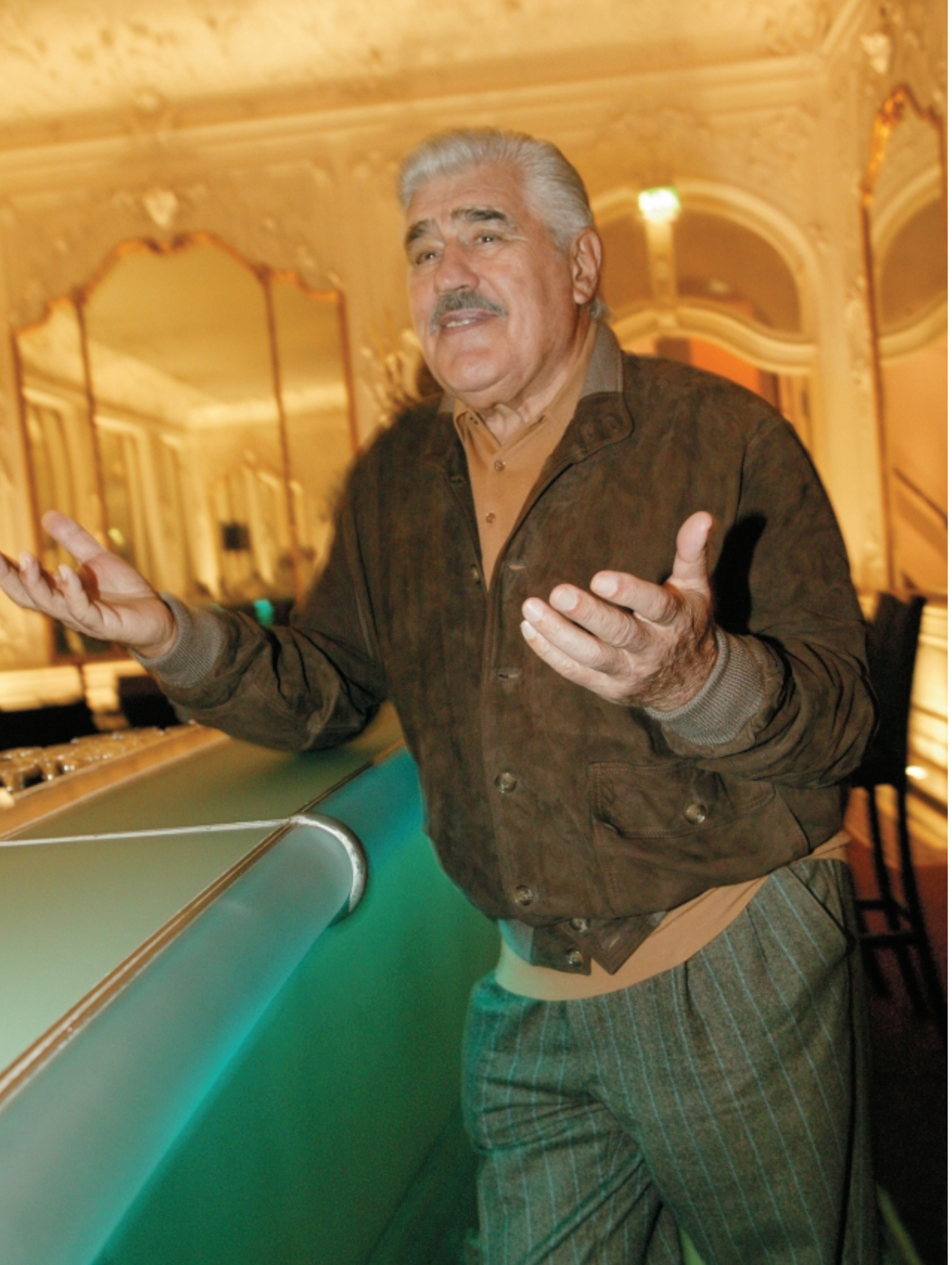
Wie fühlten Sie sich nach so einem Empfang?

Es war sicher nicht angenehm, sich unwillkommen zu fühlen. Danach begegneten mir die Amerikaner meist als freundliche, nette und sehr aufgeschlossene Menschen, zumindest schien es am Anfang so. Bis ich erkannte, dass ihr Interesse und ihre Neugier doch sehr oberflächlich waren. Sie wollen ja nie wirklich wissen, wie es dir geht, und erst recht nicht, dass es dir schlecht geht. Jedenfalls habe ich es nie lange in Hollywood ausgehalten. Die amerikanischen Filme, in denen ich spielte, wurden ja auch immer woanders gedreht: in Mexiko und in Europa. Aber mein damaliger Agent, Paul Kohner, war der festen Überzeugung, ich müsste mir ein Haus in Los Angeles kaufen.

Weil er nicht glauben konnte, dass jemand, der den Sprung geschafft hat, freiwillig Hollywood wieder den Rücken kehren würde?

Er war ja auch Emigrant – einer, der diesen American Way Of Life absolut in sich aufgesogen hatte. Als Filmproduzent und Agent hatte er diese Goldgräber-Mentalität. Er hat mich überredet, mit ihm zusammen ein Grundstück in Palm Springs zu kaufen, und ich war sogar an einem Hochhaus am Wilshire Bou-





„Ich habe jahrelang daran gearbeitet, so italienisch wie möglich zu sein. Es kam dabei aber nicht der Italiener zum Vorschein, sondern ganz im Gegenteil der typisch Deutsche.“

levard finanziell beteiligt. Er wollte, dass ich Aktien von dem eben erst anlaufenden Polaroidunternehmen kaufte, was ich ausgeschlagen habe. Ein paar Jahre später war er selbst dadurch noch ein paar Millionen Dollar reicher. Aber ich wollte einfach nichts mit Hollywood zu tun haben. Immerhin habe ich für das Grundstück in Palm Springs den doppelten Preis bekommen, ganze viertausend Dollar – 20 Jahre später war es Millionen wert, denn Frank Sinatra hatte das Grundstück nebenan gekauft. Kohner hat mir auch eine Sammlung präkolumbianischer Kunst aufgeschwatzt, leider ohne mir zu sagen, dass ich die nicht aus den USA ausführen durfte. Ich habe sie mit Verlust verkauft, nur heimlich eine kleine Maya-Vase aus dem Land geschmuggelt. Die besitze ich heute noch.

Haben Sie jemals versucht zu verbergen, dass Sie Deutscher sind?

Nein, nie. Ich bin Deutscher, und damit muss ich leben. (überlegt) Die deutschen Schauspieler hatten nie eine echte Chance in Hollywood. Außer Marlene Dietrich… und dem einzigen wirklichen Star aus dem deutschsprachigen Raum, der heute Gouverneur von Kalifornien ist. Er behauptet angeblich, dass er schon in seiner Kärntner Heimat den Plan gefasst hatte, eines Tages Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Gut, das wird ihm wohl nicht gelingen, aber dass er es zum Gouverneur gebracht hat, ist eine reife Leistung. Schwarzenegger muss schon als junger Mann von einem unglaublichen Ehrgeiz gepackt gewesen sein.

Glauben Sie, dass das eher eine Charakter- oder eine Mentalitätsfrage ist?

Das ist wohl eher eine Charaktereigenschaft. Und zwar eine, die mir nur begrenzt zu Eigen ist. Ich war nie vom Ehrgeiz getrieben – mein Leben ist eher eine Verkettung von Zufällen. Wobei schon mein Schauspiellehrer in der Falckenberg-Schule meinte: „Das ist kein Zufall, Adorf. Das ist Fügung. Etwas hat sich gefügt, so wie die Kanten eines Möbelstücks.“ Ich glaube nicht, dass er dies im religiösen Sinne meinte, für ihn war es das Ergebnis einer unbestimmten Suche, bei der man so lange etwas ausprobiert, bis es eben… passt.

Und dass Sie Ihre Zelte in Italien aufgeschlagen haben, war das Zufall oder Fügung?

Auch das hat sich eher gefügt. Obwohl es sehr oft so dargestellt wird, dass ich Deutschland und dem deutschen Film der 50er Jahre enttäuscht den Rücken gekehrt hätte und deswegen nach Italien gegangen wäre. Das stimmt nicht. Vielmehr bin ich von dem Regisseur Luigi Comencini angerufen worden, der mir eine Rolle anbot. Das war 1961 „Der Ritt auf dem Tiger“, kein großer Erfolg. Ich entschloss mich jedenfalls, in Italien zu bleiben, oder zumindest nach und nach dort Fuß zu fassen.

Konnte man im Italien der 60er besser die Sau rauslassen als in Deutschland?

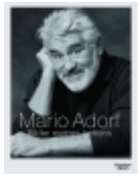
(grinst) Ich will es mal so ausdrücken: Rom war damals die absolute Filmmetropole. Zudem war es eine sorglose Zeit, in der man mit wenig Geld ein sehr aufregendes Leben führen konnte.

Aber Sie sprachen die Sprache noch nicht, oder?

Überhaupt nicht. In meinem ersten Film lernte ich meinen Text phonetisch, und natürlich musste man mich synchronisieren. Beim dritten Film war das nicht mehr nötig, denn ich beherrschte das Italienische schon sehr gut. Allerdings war noch lange ein Akzent zu hören – das ist auch heute noch so, weil der Italiener ein noch feineres Gehör für Akzente und Dialekte hat als etwa der Deutsche oder der Amerikaner. Ich hatte einmal eine italienische Kollegin aus dem Norden, die auf der Bühne eine Neapolitanerin spielen sollte und damit auf Tournee ging. Ungefähr ab Rom nach Süden hat man sie in der Rolle nicht akzeptiert, sie erhielt am Ende keinen Applaus. Da sind die Italiener sehr hart in ihren Reaktionen, im Gegensatz zu uns Deutschen, die auch einen nicht perfekt nachgeahmten Dialekt wohlwollend akzeptieren. So habe ich über meinen Kölner Filmakzent schon mal gehört: „Er isset zwar net, er macht et aber janz joht!“

Hat Sie Ihre Begeisterung für Italien jemals den Kardinalsfehler begehen lassen, italienischer als die Italiener sein zu wollen?

Ich dachte ja, es wäre meine zweite Heimat, das Land meines Vaters. Und ich habe tatsächlich jahrelang daran gearbeitet, mich zu assimilieren, so italienisch wie möglich zu sein. Es kam dabei aber nicht der Italiener zum Vorschein, sondern ganz im Gegenteil der typisch Deutsche. Ich merkte nämlich, dass ich so interessiert an Italien war, wie der Deutsche sich üblicherweise für Italien interessiert: Er saugt die Geschichte, die Literatur und die Kunstwerke in sich auf. So was tut ein Italiener nicht. Denen ist wurscht, wer das Kolosseum gebaut hat oder das Pantheon. Sie gehen recht locker mit ihrem Land und ihrer Kultur um.



Adorf als Autor

Zu seinem 75. Geburtstag gönnt Mario Adorf sich und seinen Fans den Fotoband „Bilder meines Lebens“, der ihn vor und hinter den Kulissen seiner Dreharbeiten in aller Welt zeigt. Enthalten sind viele Kommentare und Anekdoten aus fünf Jahrzehnten Filmgeschichte. Darüber hinaus hat der Schauspieler seiner Mutter Alice sieben Jahre nach ihren Tod ein literarisches Denkmal gesetzt: In „Mit einer Nadel bloß“ erzählt er bewegend und gewitzt die Geschichte einer Krankenschwester, die schwanger aus Italien in die Schweiz zurückkehrt und zusammen mit ihrem unehelichen Sohn in die Eifel abgeschoben wird, wo sie sich als Näherin stolz behauptet.

„Es war für mich spannend, das Ende der 50er und den Anfang der 60er Jahre in Berlin zu verbringen. Heute bin ich eindeutig zu alt für Berlin, ich fühle mich dort verloren.“

Sie sind also nicht zum Italiener, sondern zum Italien-Experten geworden?
Viel schlimmer. Ich habe mich ganz fürchterlich aufgeregt, als ich erfuhr, dass Lateinisch als Sprache nicht mehr als Pflichtfach in der Schule gelehrt wird. „Ihr könnt doch nicht die Wiege eurer eigenen Sprache, sogar die Wiege der europäischen Sprachen aus euren Schulen verbannen!“, rief ich ziemlich theatralisch aus. Bis mir dann auffiel, dass wir in Deutschland ja auch nicht Alt- oder Mittelhochdeutsch in der Schule lernen, sondern dafür auf die Universität gehen müssen. So wie ich es ja auch getan habe, in jungen Jahren.

Was war das für ein Italien, auf das Sie vor 40 Jahren stießen?
Italien hat sich sehr verändert in den letzten vier Jahrzehnten. Als ich hinkam, gab es noch keine Scheidungen und keine Frauen in höheren Positionen. Italien hat einen rapiden Wandel durchgemacht, auch in den landestypischen Bräuchen. Heute ist Weihnachten in Italien etwa wie bei uns, mit Einkaufsrausch und Weihnachtsbaum. Vor 20 Jahren wusste man dort noch gar nicht, was das war. Weihnachten war ein reines Fressfest, wie auch bei den Franzosen. Jetzt hat sich das sehr verallgemeinert.

Sie sagen das mit einigem Bedauern in der Stimme.
Ich finde es auch eher schlecht. Ich habe zum Beispiel gerade einen Weihnachtsmann im Kino gespielt. Ich hätte mich aber geweigert, wenn ich ihn im roten Mantel mit Mütze und Wattebart hätte spielen müssen. Als ich noch ein Kind war, gab es ja den Weihnachtsmann noch gar nicht, sondern den heiligen Nikolaus oder eben das Christkind. In den Niederlanden gibt es diesen roten Mann übrigens gar nicht, die bestehen auf ihrem Sinter Claas. Und das finde ich auch richtig. Genauso wie ich Dialekte in jeder Sprache wichtig finde.

Es muss ja nicht gerade ein amerikanischer Weihnachtsmann sein, der Europa kulturell eint. Aber wie sollte Ihrer Meinung nach ein vereinter europäischer Gedanke aussehen?
Ich finde den europäischen Gedanken an sich sehr gut. Aber nicht, wenn er bedeutet, dass alles verallgemeinert, alles eine Suppe werden soll. Da haben die Franzosen schon Recht, wenn sie nach einem

Esperanto
1887 veröffentliche der Pole Ludwik Lejzer Zamenhof unter dem Pseudonym ‚Doktor Esperanto‘ erste Grundlagen einer konstruierten Plansprache. Er wollte damit eine leicht erlernbare, neutrale Sprache für die internationale Verständigung entwickeln. Wurde diese Idee anfangs noch begeistert aufgenommen, hagelte es bald Kritik aus dem außereuopäischen Ausland: Esperanto sei zu eurozentristisch angelegt. Zwei Weltkriege und das Verbot in einigen kommunistischen Staaten führten dazu, dass sich Esperanto nie wirklich durchsetzen konnte. Dennoch zählt es auch heute nicht zu den vom Aussterben bedrohten Sprachen und wird in 117 Ländern gelehrt und ausgeübt.

„Ich gehöre immer noch der katholischen Kirche an. Zu einer so entschiedenen Geste wie dem Austritt hat es nie gereicht.“

Europa der Vaterländer verlangen. Man kann nicht seine Wurzeln aufgeben und plötzlich einfach nur Europäer sein. Wirtschaftlich müssen wir Europäer werden. In der Filmwirtschaft versuchte man das schon in den 50er und 60er Jahren, indem man einen Franzosen, einen Engländer und einen Deutschen zusammen vor eine Kamera stellte und etwa in Jugoslawien drehte. Oder die Edgar Wallace-Filme, für die deutsche Schauspieler drei Wochen nach London gefahren sind. Das nannte man dann ‚europäischer Film', was natürlich Unsinn war.

Wäre heute der europäische Film im Bereich des Möglichen?

Ich habe in Saint Tropez den Boss eines der größten deutschen Industrieunternehmen getroffen, der meinte, es müsse doch möglich sein, eine europäische Filmindustrie zu schaffen, die Hollywood Paroli bieten könnte. Ich habe versucht, ihm zu erklären, dass ich da große Zweifel hege, weil wir zu viele Sprachen, zu viele Kulturen, zu viele Unterschiede haben, was ja auch gut ist. Insofern können wir französische, englische, deutsche, dänische, belgische, italienische, spanische Filme machen, aber keinen europäischen Film. Außer den großen Hollywoodschinken machen die Amerikaner übrigens auch noch ganz andere amerikanische Filme, die regional bezogen sind: sehr spezifisch texanische oder New Yorker Geschichten, Filme, die in Ohio, Nebraska oder Arizona spielen, auch mit den genauen lokalen Dialekten. Nur eines haben uns die US-Amerikaner voraus: Es ist alles englisch, und damit fast in der ganzen Welt zu verstehen.

Und wenn man nun in Europa versuchen würde, eine gemeinsame Sprache zu finden? Etwa Esperanto ❶.

Leider hat sich das nicht durchgesetzt. Die Idee, dass man sich in ganz Europa, mit einer Sprache, mit wenig Anstrengung hätte verständigen können, war sehr gut. Stattdessen hat sich das Englische durchgesetzt – und zwar durch den amerikanischen Film. Einen Film in Esperanto zu drehen, ist völlig unrealistisch. Was sollte der auch für ein Thema behandeln, damit Dänen genauso daran interessiert sind wie Italiener? Die Geschmäcker, die Mentalitäten sind einfach zu verschieden.

Beweist da nicht Hollywood mit seinen weltweit erfolgreichen Filmen das Gegenteil?

Weil die Themen sehr allgemein gehalten sind. Die Europäer sind da sehr viel spezieller. Man erkennt einen deutschen Film, man versteht aber seine Thematik nicht weltweit. Die meisten Deutschen, die es in Hollywood versucht haben, sind irgendwann wieder zurückgekommen, weil sie eben an der Mentalität gescheitert sind. Wolfgang Petersen hingegen hat es geschafft, auch Roland Emmerich, der junge Schwentke wird es wohl auch schaffen.

Aber auch Wolfgang Petersen hadert mit der derzeitigen Politik in den USA, weswegen er sich da zunehmend unwohl fühlt.

Dann geht es ihm in Amerika so wie mir in Italien. Ich fühle mich da wegen der Politik auch nicht mehr wohl. Was übrigens den Umgang mit der eigenen Filmkultur in Amerika betrifft, habe ich vor fast 20 Jahren ein erhellendes Erlebnis gehabt: Ich sprach in Hollywood für eine Rolle bei der ‚Universal' vor. Da saß im Produzenten-Büro ein junger Bursche, den ich auf kaum 30 schätzte, hinter einem riesigen Schreibtisch. Ich erzählte ihm, mit wem ich gearbeitet hatte und erwähnte unter anderem auch Billy Wilder. Der Bursche fragte: „Who's that?“ Ich war mir nicht sicher, ob er es wirklich nicht wusste oder er mir nur signalisieren wollte, dass ihn das alles nicht beeindruckt.

Die Ignoranz der Jugend. Aber kann sie nicht manchmal auch zu erfrischenden Neuerungen führen, gerade im kreativen Bereich?

Nein, Ignoranz ist immer schlimm. Ich bin kein unbedingter Traditionalist, aber ein gewisses Fundament braucht alles, zu jeder Zeit. Wie soll man sonst etwas aufbauen? Man kann nicht so tun, als ob man etwas ganz neu erfindet. Das habe ich schon am eigenen Leib erlebt, als zu mir ein Regisseur einmal meinte, ich solle alles vergessen, was ich jemals zuvor gemacht habe. Ich habe die Rolle dann tatsächlich ganz anders gespielt. Und am Ende kam einfach nichts raus. Niente! Man kann die Vergangenheit nicht wegwischen. Man hat das schon oft versucht, auch im Film.

Kommen wir zum Abschluss noch einmal auf den Kosmopoliten Mario Adorf zurück: Gibt es noch weiße Flecken auf Ihrer Landkarte?

Wenige, denn mein Job hat mich schon weit in der Welt herumkommen lassen. In Asien gibt es noch ein paar weiße Flecken. Australien kenne ich nicht. Und Finnland habe ich nie betreten, nur von Norwegen aus rübergeguckt. Touristisch war ich sowieso immer wenig unterwegs, außer in der Karibik, wo ich früher öfter Urlaub gemacht habe.

Und beruflich? Sie haben Drehbücher geschrieben, aber nie bei einem Film Regie geführt.

Ich habe ja oft genug mitbekommen, wenn sich Regisseure mit Produzenten stritten, und sei es um ganz kleine Dinge. Zum Beispiel: Der Regisseur will 50 Statisten, der Produzent gibt ihm 20. Bei meinem temperamentvollen Charakter hätte ich als Regisseur sofort die Arbeit eingestellt und wäre gegangen. Ich kenne mich ja nun lange genug. :::

Filmografie (Auszug)

08/15 (1954)
Nachts, wenn der Teufel kam (1957)
Winnetou I (1963)
Sierra Chariba (1965)
Die verlorene Ehre der Katharina Blum (1975)
Die Blechtrommel (1979)
Kir Royal (1986)
Der große Bellheim (1993)
Die Nibelungen (2002)
Es ist ein Elch entsprungen (2005)